

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 29.

Samstag, 30. Januar

1932.

Mord ohne Mörder.

Von Kurt Juhn.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Testament.

„Professor Grunt also . . .“ sagte Bringham ganz leise.

„Professor Grunt übergab mir einen Brief, den ich nach Erhalt dieser Depesche Eurer Lordschaft überreichen soll.“

Sir Bringham öffnete den Brief und las ihn laut vor:

„Eure Lordschaft!

Ich weiß, daß ich im gleichen Augenblick, da Eure Lordschaft in Eigenschaft als Lord-Oberrichter und Präsident des Gerichtshofes im Prozeß gegen den vermeintlichen Mörder Bill Haslin diesen Brief lesen, der irdischen Gerichtsbarkeit bereits entronnen bin.

Ich bin nach den Landesgesetzen ein Mörder, nach den Gesetzen aber, die mein Herz, mein Hirn und mein Mitleid mir vorschrieben, nur der Vollstrecker eines göttlichen Willens gewesen.

Ich darf mich kurz fassen, weil meine Sehnsucht, aus dem Tal der großen Worte in die Gefilde eines langen Schweigens einzugehen, stark und brennend geworden ist.

Ich liebe Mary Weel.

Ich weiß nicht, wie andere Männer lieben. Ich weiß nur, daß mir in ihrer Nähe war, als dürfte mein Herz Heimat sagen.

Eines Tages — ich darf mit Worten kargen — erfuhr ich, daß Mary Weel einem unheilbaren Kopfleiden, das unrettbar in Wahnsinn übergehen mußte, verfallen war.

Ich wußte, daß ich mit ihr sterben wollte, — denn daß ich ihr Leben sanft verlöschen mußte, war mir vom ersten Augenblick der Gewißheit an klar.

Doch ich hatte noch ein Werk zu vollenden, von dem ich annahm, es müßte vollendet werden. Denn auch der Wissenschaft gehört ein Stück meiner Seele.

Fragen Sie Eddv Wilton, wie ich handelte.

Vielleicht hat meine Tat das Gute, daß die Menschen ihre Gesetze über die Hilfe zu einem leichten Tod für unheilbar Leidende prüfen und weise ändern.

Dies wenigstens ist der Rat eines, der gezwungen war, länger leben zu müssen, als er wünschte . . .

Bei meiner Tat halfen mir vier Menschen:

Eine Frau, die Mary liebte, wie eine Mutter liebt, zwei Freunde, die mich mit hellem Herzen begriffen, und einer, den mich der gütige Zufall finden ließ.

Wenn mir das Land, zu dessen Ehre ich Wertvolles geschaffen zu haben glaube, Dank abstatuen will: man lasse diese vier Menschen in Frieden . . .

Henry Grunt.

Eddv Wilton steht dem Gericht Rede.

Sir Bringham schwieg lange.

Im Saal herrschte Totenstille.

Dann sprach der Lord-Oberrichter:

„Dieser Brief enthält die klare Selbstbeschuldigung Professors Grunts. Das Gericht muß sich alle weiteren Schritte vorbehalten.“

Sind Sie, Herr Wilton, bereit, die Zusammenhänge und näheren Umstände bekanntzugeben?

Sie haben ein unerhörtes Verdienst um die in Verwirrung geratene Welt, um ein irreführendes Gericht erworben. Sehen Sie den Schlüsselstein zu dem leuchtenden Denkmal Ihres Scharfsinnes, erklären Sie vor diesen Richtern, ja vor der ganzen Welt, wie es Ihnen gelungen ist, alle Nebel zu zerreißen, die sich um den düsteren Tod Mary Weels lagerten!

Ich bin bereit, Eure Lordschaft, alle Fragen des Gerichtes zu beantworten.“

Einer der Richter trat auf Sir Bringham zu und sagte ihm leise ein paar Worte. Der Gerichtspräsident nickte.

Herr Wilton, ich wurde aufgefordert, vor allem diese Frage zu stellen: Warum wartete Professor Grunt bis heute mit der Enthüllung seiner Tat?

„Er hat ein wissenschaftliches Werk von unglaublicher Tragweite fertiggestellt. Heute erfolgte die erste Kritik seiner neuen Theorie. Professor Grunt wollte warten, ob er noch für sie kämpfen mußte. Professor Tringworth, der die Gruntische Theorie auf dem Kongreß verfolgt, telegraphierte:

„Kongreß anerkennt Grunt. Allgemeine Auffassung, daß Werk Nobelpreis verdient!“

Für den Fall der Anerkennung war ich befugt, alles zu offenbaren. Denn ich weiß, daß Professor Grunt im gleichen Augenblick wie ich die Nachricht empfing. Sie brachte ihm endgültigen Frieden.“

„Und was wäre geschehen, wenn die Depesche von einem Mißerfolg berichtet hätte?“

„Ich hätte nur gerade so viel mitgeteilt, als notwendig war, die Anklage gegen Bill Haslin zu erschüttern. Professor Grunt mußte frei bleiben, um seiner Wissenschaft dienen zu können.“

Sir Bringham meinte nachdenklich:

„Und welche Beweise haben Sie für die Behauptung Professor Grunts, — daß Mary Weels Tod eine Erleichterung für sie war?“

„Dem Gericht stehen die Untersuchungsprotokolle Professor Tringworths, unseres größten Gelehrten auf seinem Gebiet, zur Verfügung. Ihnen ist zu entnehmen, daß die zweiundzwanzigjährige Mary Weel im Anfangsstadium der Paranoia stand und einem gräßlichen Siechtum rettungs- und erbarmungslos verfallen war. Ihr Tod erfolgte nach dem Auspruch dieses Gelehrten gerade zwei bis drei Wochen vor Ausbruch des offenen Wahnsinns.“

„Wissen Sie, wann Professor Grunt den Plan zur Ausführung seiner Tat faßte?“

„Er erzählte mir von den qualvollen Nächten nach der entsetzlichen Eröffnung Tringworths, Marys lindernden Tod vor Ausbruch des Irnsinns herbeizuführen, stand ihm vom ersten Augenblick an als beschlossene Tatsache vor den Augen. Er litt alle Marter der Hölle, als er sich zu entscheiden hatte: Selbstmord und Aufgabe seiner halbfertigen Arbeit, oder Weiterleben bis zur Erfüllung seiner Pflicht gegen die Menschheit, aber Weiterleben ohne Mary in einer leeren und kalten Welt.“

Er entschied sich zum letzteren. Er wußte, daß die Tat so geschehen mußte, daß er ungestört von Gerichten und Polizei blieb. Und da reifte der Plan in ihm, einen scheinbaren Mord zu begehen und einen Mörder zur Stelle zu schaffen, der geständig war und dem doch kein Gericht der Welt etwas zufügen konnte.

Nachdem alles ausgeklügelt war, ging er auf die Suche nach einem geeigneten Mann. Seine Idee, dumpfen Aberglauben und geheimnisvolle Vorgänge zu Hilfe zu rufen, fußte auf der Lösung der Frage, ob es ihm gelingen würde, einen Sträfling zu finden, der ihn begriff, oder für viel Geld bereit war, die Rolle zu spielen, die Grunt erdacht hatte.

Und in Dartmoor stieß er auf den Mann, der mehr als genügende Eignung für diese unheimliche Komödie besaß.

In einem langen Gespräch — damals am achten April — offenbarte Grunt sich dem Sträfling Bill Haslin und versprach dem Mann sein ganzes Vermögen, wenn er bereit war.

Und Bill Haslin — nein, Bill Durward, der Schauspieler — hörte und begriff. Er begriff, daß er hier eine Rolle spielen sollte, wie sie noch nie, seit die Erde steht, einem Schauspieler gegeben worden ist. Er wollte Grunt helfen, gewiß, aber vor allem wollte er diese Rolle spielen!

Sein Part wurde genau durchgesprochen, seine Rolle im Gefängnis war leicht. Und seine Fingerabdrücke nahm Grunt schon dort auf Wachs ab.

Dann, am achtundzwanzigsten April, als er entlassen war, fuhr er nach London und traf Grunt in Tringworths Wohnung. Hier wurde Haslin eine Schnittwunde am Fuß beigebracht und mit einem jodierten Verband umgeben. Von diesem riß man ein Stück ab und Grunt steckte es in eine gutschließende Metallschachtel.

Gummihandschuhe mit Haslins Fingerabdrücken waren längst vorbereitet.

Und am gleichen Abend erfolgte das Attentat in der Oper. Haslins Rolle für den nächsten Tag stand schon fest. Grunt hatte indessen auch mit Frau Peterson gesprochen, und die Frau, die an Mary hing wie an einem eigenen Kind, war davon überzeugt, daß es das Beste sei, ihr einen leichten Tod zu geben. Am Abend nach der Oper traf Grunt seine letzten Verfügungen für den nächsten Tag.

Der neunundzwanzigste April sollte die Entscheidung bringen. Grunt hatte vor, im selben Augenblick, da etwas zu mißlingen schien, zu sterben.

Nachmittag um fünf Uhr langte er im Landhaus an. Um dreiviertel sieben Uhr war alles zu Ende. Er hatte Mary zuerst mit einer Injektion bewußtlos gemacht und dann mit den Gummihandschuhen, die Haslins Fingerabdrücke trugen, Marys Erstickungstod herbeigeführt.

Alles andere war leicht. Spuren eines Kampfes, der zurückgelassene Verbandsegen und die Aussage Frau Petersons in Verbindung mit dem fingierten Telefongespräch vom Spital aus ließen die Polizei sicher glauben, der Mord sei nach halb acht Uhr geschehen. Zur selben Zeit spielte Haslin seine Wahnsinnsrolle.

Der Rest ist in den Protokollen des Prozesses festgelegt.

Einer der Richter fragte:
„Im Brief Professor Grunts steht ein Satz von zwei Freunden, die ihn begriffen. Einer ist Tringworth. Wer ist der andere?“

„Professor Sinclair. Die Einladung zur Pokerpartie mußte nach Grunts Plan zu einer bestimmten Zeit erfolgen. Und die Pokerpartie selbst war auch im Plan vorgesehen.“

„Und jener geheimnisvolle Zwischenfall mit dem Pit-Aß, als Oberinspektor Hurlington anrief, ist auch planmäßig erfolgt?“

Sir Bringham hatte gefragt.
Eddy Wilton strich sich über die Stirn und sagte langsam und betont:

„Nein, Eure Lordschaft! Dies war der einzige merkwürdige und wirklich unerklärliche Vorfall in einer ganzen Kette von Ereignissen.“

Und das Seltsame, Eure Lordschaft und hoher Gerichtshof, — das Seltsame ist Tatsache! Gerade dieser Umstand, ganz außerhalb menschlicher Berechnung, bot den Anlaß, meine Aufmerksamkeit auf den Fall Mary Weel zu lenken.“

Der Staatsanwalt hat das Wort.

Der Lord Oberrichter winkte einem Diener.

„Man führe den Angeklagten vor!“

Haslin trat nach einigen Augenblicken in den Saal. Mitten im Wege drehte er den Kopf gegen Sir Bringham und rief:

„Wie lang wird das Gequassel dauern? He? Habt ihr eure schwachen Hirne sehr geplatzt...“

Der Lord-Oberrichter unterbrach ihn mit starker Stimme:

„Ruhe, Bill Durward!“

Haslin schrak zusammen. Seine Augen wurden wach. Mit gewöhnlicher Stimme murmelte er:

„Was soll das? Wer ist Bill Durward?“

„Sie, Bill Haslin! Ihre Rolle ist zu Ende gespielt!“

Und der Staatsanwalt erhob sich:

„Ich trete von der Anklage wegen Mordes zurück! Doch erhebe ich die Anklage wegen Beihilfe zum Mord gegen Bill Haslin, Frau Peterson, Professor Tringworth und Professor Sinclair!“

Ein Betrunkener schimpft.

Der Schluß ist schnell erzählt.

Bevor noch der Prozeß gegen Tringworth, Sinclair, Haslin und Frau Peterson durchgeführt wurde, machte das englische Parlament als erstes der Welt ein Gesetz, das einem Konsilium ärztlicher Kapazitäten die Pflicht auftrug, über jene Fälle zu entscheiden, die ein schmerzloses Töten unheilbar Kranker als milde und barmherzige Notwendigkeit erscheinen ließen.

Die erste Tat dieses ärztlichen Gerichtes war es, die Tötung Mary Weels auf Grund einwandfrei befundener Feststellungen der Klinik Tringworth, und in Anerkennung der Untersuchungsergebnisse nachträglich als den Bestimmungen des neuen Gesetzes entsprechend für straffrei zu erklären.

Bill Haslin-Durward wurde als größter Schauspieler der Gegenwart gefeiert und erhielt phantastische Gagen für sein Auftreten in dem Stück „Gespensterhände“, das eine dramatisierte Wiederholung der Wirklichkeitsvorgänge zum Inhalt hatte. Dann riefen ihn Amerika und der Tonfilm.

Eddy Wilton wurde der berühmteste Journalist seiner Tage.

Seine Reportage „Wie ich den Mörder Mary Weels fand“ erzielte in Buchform eine Weltauflage von fünfzig Millionen Exemplaren.

Doch er lebte wieder wie früher.

Er war Teilhaber der „British World“, der bedeutendsten Zeitung Großbritanniens, und kam jeden Tag in die Redaktion.

Wenn ihm Foster sagte:

„Wilton, die Mistinguette ist in London. Sie zählt jetzt neunzig Jahre und spielt die Titelrolle in der Revue „Der Badfisch.“ Sie rief an und sagte, daß sie glücklich wäre, wenn Sie ein Interview mit ihr machten!“

Dann machte Wilton sich auf den Weg.

Doch mitten in der Fahrt stoppte er seinen Wagen. Am Rinnstein irgendeiner Straße stand ein Betrunkener und schimpfte.

Eddy Wilton stieg aus und hörte andächtig zu.

Wenn er zu Foster zurückkam, sprach er in seiner etwas saloppen Art:

„Foster, ich wollte zur Mistinguette, aber hören Sie zu: am Wege traf ich einen Betrunkenen, der konnte schimpfen! Schimpfen, sage ich Ihnen...“

Foster hörte ihn ruhig an.

„Schreiben Sie die Sache nieder!“

„Was Eddy Wilton schreibt, ist gut...“

— Ende! —

Der zweite Reiter.

Skizze von Max Geisler.

Die Indianer sagen: „Man darf den Schlaf der schrecklichen Göttin der Wüste und Berge nicht stören, deshalb muß man bei Tag nach Potosi reiten“. In Potosi liegen die Silbergruben. Die Straßen in den Anden sind wild, und von einem Masthaus bis zum anderen ist es oft eine Tagfahrt. Es gibt da eine letzte Gelegenheit zum Übernachten. Das Haus steht zwischen den Felsen, ist vom Wetter zernagt und hat ein erbärmliches Aussehen.

Es war gegen Abend, da kam Christobal. Das war ein Mensch, der mit den Vergleuten in Potosi linsische Geschäfte machte; erschöpfte Erze, die sie auf die Seite gebracht hatten. Christobal stellte sein Pferd in den Stall. Der Wirt wärmte sich die Hände über den Kofeln; seine Finger waren knochig wie dürre Äste. Der Wind heulte und rüttelte an den Läden. „Hör doch, Christobal! War es Dir nicht auch, als riefte jemand?“

Sie gingen also, die Tür wieder aufzusperren. Da stand ein Pferd draußen und hängte die Nase in den Schnee. Der Reiter aber sagte: „Gibst mir aus dem Sattel, Männer! Mir sind die Hände steif, und die Füße muß ich in den Bügeln verloren haben.“ Sie hoben den Menschen herunter, rieben ihm die Glieder mit Schnee und gaben ihm Tee mit Brantwein. Es war ein alter Mann im weißen Bart, verwirrt von der Kälte und von der grauenhaften Einsamkeit.

„Wie heißt Ihr denn? Und wann wollt Ihr reisen?“ fragte der Wirt.

„Ich heiße Dnespi, und reite im Grauen des Morgens; denn ich will vor der nächsten Nacht in Potosi sein.“

„Es wird keine Not haben“, sagte Christobal, „ich bin diese Straße oft geritten und will Euch gern beistehen.“

„Es ist gut. Und jetzt wollen wir schlafen gehen, ich bin sehr müde.“ In der Kammer streckten sie sich hin, jeder nahm seinen Sattel als Kopfkissen. Im Stalle stampften die Pferde, manchmal bellten die Hunde, und der Wind winselte in den Spalten der Läden. Einmal erwachte Christobal. Hatte der Alte ihn gerufen? Rein, der sprach im Traum. Christobal lauschte. Es war ein Selbstgespräch mit kurzen Pausen. „George, wir werden den Schatz in Potosi finden. Du kannst Dich darauf verlassen. Der Lageplan, den ich in meinem Brustbeutel trage, ist ja ganz klar. Aber nun mußt Du aufstehen, wir verpassen sonst den Zug. Du willst nicht? Dann muß ich allein reiten, ich, Moreno Graf Pavellana. Oh, ich bin nicht zu alt...“ Der Mann erzählte ihm Schlaf noch von dem Schatz, den er finden wollte. Er mußte seiner Sache sicher sein, sonst wäre er nicht von Spanien herüber nach Südamerika gekommen. Christobal überhörte keine Silbe. Als sein Schatten wollte er sich an den Alten hängen — ein Teil des Schatzes mußte sein werden! Endlich legte sich der Sturm seiner Gedanken; auch der Brantwein übermannte ihn, den sie getrunken hatten, und Christobal sank in tiefen Schlaf. Am Morgen weckte ihn der Wirt. „Du mußt aufstehen, Christobal, der Weg ist heute schwierig. Es schneit.“ Christobal rieb sich den Schlaf aus den Augen. „Neun Uhr vorbei? Wie ist das möglich! Und der andere — wo ist er?“

„Ah, der ist schon seit zwei Stunden fort“, sagte der Wirt. „Er gab mir fünfzig Bolivianos — ein Gentleman! Dann habe ich ihn an den Sattel gebunden, und er hat gesagt, wenn ich einen guten Schutzheligen hätte, dem sollte ich ihn empfehlen — er brauche keine Hilfe.“

Christobal hörte nicht hin, er jattelte sein Pferd und jagte dem Alten nach. Die Kälte biß sich ihm ins Mark. Endlich fand er die Spur. Dann erkannte er einen schwarzen Fleck auf dem weißen Grunde der Straße. „Das ist er!“ Es schien, der Alte hatte es nicht mehr eilig. Christobal ritt nun neben ihm. „Ehi, mein Freund!“ Der Alte starrte ihn mit hartem Blick an und schwieg. War er tot? Ohnmächtig? Wahnsinnig? Christobal mußte den Beutel haben, in dem der Schlüssel zu dem geheimnisvollen Schatz war. Er streckte den Arm aus, griff dem Alten unter den Mantel, unter den Rock, streifte ihm den Beutel am Riemen über den Kopf. Da wandte Dnespi die Augen nach ihm. Er wußte, daß er beraubt wurde. „Höre!“ sagte Christobal. „Wirf Du mir die Hälfte Deines Schatzes geben? So sprich doch; denn Du bist nicht tot. Ich werde Dir helfen. Ich bin ein braver Mann, verstehst Du? Warum sagst Du denn nichts? Ich könnte Dich töten...“ Er feuerte einen Schuß aus seinem Revolver ab. Das Pferd des Alten machte einen Seitensprung. Der beste Reiter wäre dabei aus dem Sattel gekommen — Dnespi nicht. Wie ein riesenhafter Schatten folgte er Christobal. Der drückte sich den Hut fester auf, hüllte sich in seinen Mantel und sagte davon. „Bermüht! Dieser ist kein Mensch!“

Die Straße dehnte sich weiß und weit. Der Gipfel des Berges von Potosi zeichnete sich im Schneetreiben ab. Dem Hufschlag gefolte sich das Brausen des Stroms, der vom Gebirge stürzte. Christobal stellte in den Bügeln sich aufrecht und lauschte in den Sturm. Schweiß troff ihm von der Stirn. Er hörte den Hufschlag und erkannte Dnespi. Sein Mantel flog im Winde, sein Pferd ging im Galopp. „Ah, der Alte — er kann solch ein Tempo nicht durchhalten. Muß an Müdigkeit und Kälte zugrunde gehen.“ So versuchte sich Christobal zu beruhigen. Es wurde Nacht.

So oft Christobal seinen Gaul verschmausen ließ — hinterdrein galoppierte Dnespi. In der Stadt, in der Mitternacht hoffte Christobal in eine Seitengasse zu entweichen. Aber die Stadt war noch weit, und das schwarze Pferd stürmte in langen Säben hinter ihm her.

Je mehr Christobal ins Tiefland kam, desto wärmer wurde es. Der Mantel ward ihm zu schwer — er schleuderte ihn fort. Er riß seine Kleider ab und sein Hemd und warf ein verzweifelltes Lachen hinterher. Den Beutel am Riemen hatte er fest ums Handgelenk geschlungen. Das furchtbare Lachen lief die Straße am Gebirge lang; das Hämmern der Hufe dröhnte hinterdrein...

— Zwanzig Jahre sind seitdem vergangen. Das spanische Konsulat in Bolivia leitete eine Untersuchung ein; es wollte über das Schicksal eines Grafen Pavellana Gewißheit haben. Niemand wußte etwas. Aber ein alter Indianer erzählte, daß im Grauen der Morgen auf der wilden Straße nach Potosi der Widerhall einer geheimnisvollen Reiterfahrt erklänge. „Es sind zwei Pferde, die dort galoppieren — seit Jahr und Tag“, sagte er. „Ihre Reiter sind ohne Mitleid, und sie vernichten den, der sich ihnen in den Weg stellt. Es ist der Tod, der die Jagd jagt — aber erreichen kann er sie nicht.“

In den Höhlen des Vergessens.

Von Erhard Hesseloh.

Es gärt in Indien. Das britische Reich wird in den nächsten Wochen vor eine Machtprobe von bisher nicht gekannter Schwere gestellt werden. Wo die englischen Behörden einen nationalindischen Führer festnehmen und unschädlich machen, schießen drei, vier neue aus dem Boden auf.

Gandhi predigt immer den Kampf ohne Gewalttätigkeiten. Aber er hat, besonders jetzt, da er im Gefängnis sitzt, die Massen nicht in der Hand, und Überfälle auf englische Beamte, Morde an Offizieren, Polizeibeamten und politischen Agenten sind an der Tagesordnung. Und doch ist der eigentliche Sturm noch nicht losgebrochen, der täglich seinen verwüstenden Lauf durch ganz Indien beginnen kann, und alles Bisherige war nur ein Vorspiel. Noch sind die unheimlichen Höhlen des Lasters, des Verbrechens und des Vergessens nicht geöffnet worden, die hinter den prunkvollen Fassaden aller indischen Großstädte liegen. Wenn sie ihre Hörden auf alles loslassen, was englisch ist oder mit den Briten hält, wird der Schrecken durch die Straßen rasen, dem Mord und Verbrechen folgen.

Weltstadtverkehr tobt durch die schnurgeraden Hauptstraßen Kalkuttas. Bogenlampen werfen ihr Licht auf die weißen Häuserfronten, die ebenso gut nach London gehören könnten. Doch nur ein paar Schritte weiter, um die nächste Ecke, beginnt das dunkelste Asien, jenes unheimliche Asien, dessen Seele ein Weiser niemals bis zum Grunde erschöpfen kann. Kein Licht scheint mehr. Schultern reiben sich in der Finsternis an die Arme des Fremden, der sich in Begleitung eines indischen Kriminalbeamten in die Höhlen des Lasters wagt. Hundert fremde Gerüche steigen auf, vermengen sich mit einem Duft, der unwillkürlich den Gedanken an die schlanken Leiber brauner Tänzerinnen austauschen läßt.

Langsam gewöhnt sich das Auge an das Dunkel. Die Umrisse eines trägen Kindes gleiten an den Häusern entlang, stinkende Köter schleichen durch den Schmutz, graben in den Bergen von Unrat. Eine Gartfläche sendet ihre beißenden Gerüche in die Nacht hinein, und der Dampf des Gettes, in dem runde Gladen gebaden werden, streicht um die trüben Lampen, in deren Schein nackte Gestalten auf der kleinen Veranda tauern, die Knie ans Kinn gezogen. Ein Värtiger leiert aus dem Koran seine Sprüche. Seine Stimme wird zum schrillen Schrei, wenn er den Fremden sieht, und wie auf Kommando tauchen die Nackten im Hause unter. Es ist zwecklos, dort hineinzugehen, denn der Schrei war eine Warnung, und das Nest wird leer sein von allen denen, die im Opium ihr Elend, ihr Verbrechen zu vergessen suchten.

Ein anderes Haus ist heute gastlicher für den Fremden. Die Dunkelheit wirft für den Besucher einen mitleidigen Schleier über alle schmutzige Verwahrlosung. Die Tür zu einer der Raucherzellen öffnet sich. Menschen, halbe Tiere schon, tauern an den Wänden, eine kurze Pfeife zwischen den Zähnen. Im Pfeifenkopf liegt eine kleine Opiumkugel, die mit einem Streichholz entzündet wird. Schon nach wenigen Zügen plakt das Opiumkugeln und springt aus dem Pfeifenkopf. Das Vergnügen ist zu Ende. Ein neues muß aufgelegt werden. Manchem gelingt es nicht mehr, weil der Rausch über ihn kommt und seine Hand zittern läßt. Der Mann schleppt sich auf die Veranda hinaus und schläft dort irgendwo wie ein Hund den Schlaf des Vergessens.

Den Fremden umlauern hier überall Schreden und Haß. Doch unter sich sind sie Brüder, diese Halbtiere, die hier im Dunkeln schleichen. Sie streiten sich nicht. Denn dann würden sie der Polizei Anlaß geben, gegen diese Unterwelt vorzu-

gehen und beim Schlachten der Zwistigkeiten ein wenig aufzuräumen. Die Besitzer dieser Lasterhöhlen haben, um ganz sicher zu gehen, manchmal Anwalt allabendlich verpflichtet, der jeden etwa aufkeimenden Streit sofort schlichtet. Gemeinsame Verbrechen, gemeinsame Interessen und gemeinsames Glend leiten diese Angehörigen der Unterwelt zusammen, für die sonst ein Mord nur ein Kinderspiel ist.

Vielleicht gibt in dem Gewirr dieser Gassen eine schmale Tür, ein winkliger, schmiereriger Gang den Eintritt zu einem Hofe frei, der wie eine erquidende Dase in der Wüste des Schmutzes anmutet. Leise Flötenmusik flutet durch den offenen Raum, begleitet den Tanz brauner Mädchenleiber, deren Hüften unter dem Schleierstoff ihres einzigen Schurzes sich wiegen und loden. Dunkle Augen blitzen unter schwarzen Wimpern hervor, bohren sich für eine halbe Sekunde in die Gesichter der Fremden ein, werden gleich wieder von den Lidern bedeckt, als wendeten sie sich ab in der stummen Ablehnung des reinen Wesens. Der Blick des Weißen bleibt am wiegenden Mädchenleib haften, halb angezogen, halb abgestoßen von der Fremdartigkeit des Bildes, von der unbekannten Gefahr, die irgendwo zu lauern scheint.

Leises Lachen steigt auf. Es kommt aus irgend einem der Frauenmünder dort vorn, deren Lippen wie zum Lächeln geschürzt sind und die weißen Zähne im Dunkeln leuchten lassen. Es ist wie ein verhaltender Schrei, der aus der siegesbewußten Brust eines geschmeidigen, schleichenden Raubtiers dringt.

Wehe, wenn einst das Raubtier anspringt, von unterirdischen Mächten zum Kampf gegen den englischen Herrn gerufen! Die Höhlen des Verbrechens und Vergessens werden ihre verlumpten Heerscharen hinauscheiden, den Weißen zu schlagen, wo sie ihn treffen. Doch oft werden die schlanken, braunen Tänzerinnen, mit ihrem Lächeln, ihren Raubtierzähnen, mit Gift und Dolch die Arbeit schon verrichtet haben.

Wehe, wenn Indien erwacht und das Asien der Seitengassen, der finsternen Winkel den Händen der Führer entgleitet!

August und Grete.

Die Geschichte eines Hühnerdiebstahls.

Von Grete Nigeod.

Sie waren schon ein älteres Hühnerhepaar, ein Stamm-paar der Familie „Leghorn“, und um sie herum tummelten sich Kind wie Kindeslinder in ungetrübter Sorge. Das Futter war reichlich und gut, nichts fehlte ihnen an sorglicher Pflege, denn die neu entstandene Hühnerfarm betreute ihre Lieblinge mit Liebe. Dafür zeigte sich auch die Familie „Leghorn“ dankbar und schon im Dezember, in dem die anderen Hühner überhaupt noch nicht dachten, jemals ein Ei zu legen, hatten die „Leghorns“ bereits einen Rekord an Eierlegen aufgestellt.

Noch drei Hähne gehörten in die Hühnerschar: „Johst“, „Appmann“ und „Esel“. Ihre Namen hatten sie durch ihr Betragen erhalten. „Johst“ benahm sich wie ein Bauer, ohne seiner hohen Abstammung zu gedenken, sprang er, sobald das Futter kam, in den Futtertrog und wühlte darin herum, fraß, was ihm paßte, und teilte rechts wie links Hiebe aus, wenn irgend ein Huhn nach einem fetten Bissen schnappen wollte. „Appmann“ hatte sich, was Zigarren anbelangt, als Kenner gezeigt. Als zufällig auf dem Hühnerhof zwei Zigarrenstummeln lagen, griff er noch als ganz junger Hahn nach dem dunkleren Stummel; es war wirklich der Rest einer Appmann-Zigarre, und gleich hatte er seinen Namen weg. „Esel“, der schwächste Hahn, betrug sich angepaßt seines Namens. Jeden etwas höher gelegenen Platz suchte er sich aus, um seine Stimme zu üben, auch rannte er jedem Huhn nach, um ihm den Hof zu machen. „Esel“ war Hahn in allen Gassen, und wenn einer über den Zaun flog, so war es immer der „Esel“. Durch sein Draufgängertum war er ein gefürchteter Kämpfer, und namentlich hatte er es auf „Johst“ abgesehen, den forderte er mehrmals am Tage heraus. Bei dem letzten Kampf kostete es „Johst“ ein Auge, auch die langen, roten Pappen hatte er ihm total blutig gerissen. August wie Grete konnten keine Disziplin in die Hühnerschar bringen, sie erfreuten sich nur, daß alle ihre Kindeslinder so gesund waren. An jedem Morgen wie Abend gab es noch ein Extrafutter bei elektrischem Licht, und Springkonkurrenz nach hochgebundenem Kohl, dann aber, wenn dieses Abendessen vorbei, wurden die Stangen heruntergeklappt und es ging zur Ruhe.

An einem Morgen war der Stall fast leer. Diebe hatten sich eingeschlichen und die besten Legehühner geraubt, darunter die kluge, alte Grete. Nun herrschte Trauer unter den

Hühnern, neue Legehorns mußten angeschafft werden. Die Diebe konnte man nicht finden; sagte doch die Polizei: „Es ist sehr schwer, ein Huhn sieht wie das andere aus!“ Was war zu machen; der Besitzer mußte sich in sein Schicksal fügen.

Es ging zum Frühling; die Grasspigen guckten schon mit ihrem lichten Grün stramm in den Himmel, und, da warmer Sonnenschein, wurden die Hühner ins Freie gelassen. Wie trübte da August nach seiner Grete, auch „Esel“ sah auf dem Zaun und ließ seinen Ruf weit in die Welt erschallen. Mit einemmal kam Unruhe in den Hühnerhof, war vielleicht ein Raubvogel in der Nähe? Nein, — aber dort flatterte etwas Weißes, sogar viel Weißes, immer noch mehr und da, man konnte seinen Augen nicht trauen, kamen die geraubten Hühner, voran die Grete, mit lautem Gekatter und ausgespreizten Flügeln angelaufen. Das Gackern hieß in der Hühnersprache: „Ach, wie sind wir glücklich, doch wieder in unserm Heimatstall zu sein!“

Jedoch eins hätte ich gerne gesehen — die Augen von dem Hühnerdieb. — Und da sagt man: „Hühner sind dumm.“

Welt u. Wissen

Der Mensch wird elektrisch geladen. In kalten Wintern, wenn die Luft durch die andauernde Kälte sehr trocken wird, erweisen sich die Menschen bisweilen als elektrostatisch geladen. Personen, die sich in mit Teppichen ausgelegten Räumen schnell bewegen, werden dann so stark elektrisch, daß sie sogar beim Berühren der Zentralheizung, der Wasserleitung oder anderer gut geerdeter Metallteile überschlagfunken geben. Für nervöse Personen ist ein solches plötzliches hörbares Funken schlagen aus dem eigenen Körper heraus kein angenehmes Erlebnis. Wenn die Luft außerordentlich trocken ist und nur noch etwa 10 Prozent der relativen Feuchtigkeit enthält, dann kann diese Aufladung sogar eintreten, wenn die Menschen nur wenige Bewegungen machen. Notwendig ist allerdings für diese elektrische Ladung, wie Oberingenieur Fad in der Siemens-Zeitschrift darlegt, daß die Betreffenden gut isoliert sind, also auf Teppichen stehen oder Gummisohlen tragen. Man hat bei diesen elektrisch geladenen Menschen Spannungen bis über 4000 Volt gemessen, doch ist die Ladung nicht gefährlich, da die Energiemenge äußerst gering ist. Immerhin wird man nach Abhilfe gegen diese peinliche Erscheinung suchen, und diese ergibt sich entweder daraus, daß man den Teppich oder die Sohlen leitend macht, oder daß man die Feuchtigkeit der Luft erhöht. Wenn die Luft 45 bis 75 Prozent der relativen Feuchtigkeit aufweist, dann werden schon die geringsten Ladungen des menschlichen Körpers sofort zur Erde abgeleitet und hohe Spannungen können nicht auftreten.

Wie ein Nerv wächst. Hat ein Nerv Verstand? Nach den Enthüllungen, die der Professor an der amerikanischen Universität von Virginia, Dr. Karl Speidel, kürzlich gemacht hat, dürfen wir dem Nerven eine gewisse Verstandskraft zumessen. Speidel hat kürzlich für seine Arbeiten einen Preis der amerikanischen Gesellschaft für die Fortschritte der Wissenschaft erhalten; er hat zum erstenmal genau beobachtet, wie ein Nerv wächst, und zwar gelang es ihm, diesen Vorgang an dem durchsichtigen Schwanz einer Kaulquappe mit Hilfe eines „Dunkelfeld“-Mikroskopes zu verfolgen. Er stellte dabei fest, daß ein Nerv nicht aus einer einzigen winzigen Stelle wächst und sich nicht wie eine „Kette“ entwickelt, wie man lange angenommen hat, sondern die Nervenzelle ist kegelförmig und bewegt sich beim Wachsen in einzelnen Ruden vorwärts, indem sie einen feinen Faden hinter sich ausspinnt. Der Nerv scheint einen gewissen „Richtungssinn“ zu haben, denn wenn er beim Wachsen auf ein Hindernis stößt, dann sucht er einen Weg rundherum, bis er ihn findet. Im Gefolge des fadenartigen Schwanzes der ersten Nervenzelle schließen sich andere an, die ihre Fäden rund um die erste Zelle spinnen. Auf diese Weise wird der ausgewachsene Nerv ausgebaut, wie ein Seil aus vielen Fasern entsteht. Wenn der Nerv „Fäden“ so geschlungen ist, dann bildet sich die Nervendecke. Diese Deckzellen besitzen dieselbe Kraft der Eigentätigkeit und sind immer bereit, die Gesamtstruktur auszubessern, wenn irgend ein Teil des Nerven verletzt wird. Man hat lange geglaubt, daß Nerven durch irgend eine Form der elektrischen Anziehung geleitet werden; aber nach der Entdeckung Speidels scheint es, als ob sie eine zwar niedrige, aber doch immerhin ausgebildete Form verständigen Handelns besitzen.